

Bernd W. Seiler

Es begann in Lesmona

Auf den Spuren einer Bremer Liebesgeschichte

Vierte, durchgesehene Auflage 1999

© 1993 Johann Heinrich Döll Verlag GmbH

Oberneulander Landstraße 185, 28355 Bremen

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, insbesondere fotomechanische Wiedergabe jeder Art oder auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

ISBN 3-88808-200-5

Johann Heinrich Döll Verlag

Kapitel 9

Magdas Brüder – Bertha und ihr Mann – Max Grobien

Über wen aus Magdas Briefen muß noch berichtet werden? Über Bertha und ihren Mann natürlich, über ihren Freund Max, doch zunächst einmal über ihre beiden Brüder, so wenig auch bei ihr von ihnen die Rede ist. Von dem einen erfahren wir nur, daß er Kaufmann in China ist und nach fünfjähriger Verlobung mit seiner Braut nicht mehr recht glücklich, was sie sich für ihre eigene Entscheidung gesagt sein lassen will. Von dem anderen, Carly genannt, aber erfahren wir gar nichts. Er wird nur erwähnt, weil er mit ihr und den Eltern auf Norderney zusammentrifft und ihr bei dieser Gelegenheit das Verlöbnis wieder ausreden soll, zu dem sie sich gerade entschlossen hat. Doch da er sehe, wie unglücklich sie sei und sie lieb habe, so ihre Mitteilung, lasse er sie damit in Ruhe. Das ist schon alles, und es ist, bedenkt man, wie stolz Mädchen ihres Alters sonst auf ältere Brüder sind, doch von verdächtiger Kargheit. Was also war mit ihnen? Und was bedeutet es, wenn die Mutter ihr einmal schreibt, sie möge den Eltern doch keinen unnötigen Kummer machen, sie hätten mit ihren Brüdern schon Kummer genug?

Carl Alfred Melchers

Der ältere, im Herbst 1894 nach Norderney kommende Carly (eigentlich Carl Alfred) war damals 27 Jahre alt, und so könnte man ihn sich in irgendeinem Berufsverhältnis vorstellen. Doch dem war nicht so, leider bei weitem nicht, denn Carly war ‚erblich belastet‘. Wie schlecht es um ihn stand, geht unmittelbar daraus hervor, daß man sich mit ihm auf Norderney trifft, bedeutet es doch nichts anderes, als daß man sich in Bremen mit ihm nicht mehr sehen lassen wollte. Zwar kamen Fälle wie der seine in allen ‚besseren‘ Familien vor, und man brauchte sich hier eigentlich nichts vorzumachen. Aber ‚nach unten‘ war es doch peinlich und überdies die Gefahr groß, daß solchen Menschen heimlich vergolten wurde, was man sonst der Familie an Ehrerbietung schuldig war. So brachte man sie lieber auswärtig unter und traf sich mit ihnen an Orten, wo man nicht bekannt oder unter sich

war. Auch an keiner der Familienfeiern, von denen Magda berichtet, nahm Carly noch teil.

Dabei waren seine Anfänge sogar noch vorzeigbar. Zwar war er schon als Kind schwächlich, ängstlich, übernervös, konnte aber doch mit Hilfe von Privatstunden noch bis zum ‚Einjährigen‘ die Schule besuchen und absolvierte danach auch noch eine kaufmännische Lehre. Sogar noch dem einjährigen Militärdienst kam er nach, wenn auch in einer ausgesprochenen Schonstellung. Die Übernahme in die väterliche Firma kam dann jedoch nicht mehr in Betracht. Er hatte Asthma, Migräne, Schlafstörungen und bekam bei der geringsten Anspannung Zuckungen im Gesicht. Der heikle Onkel Christian aus den *Buddenbrooks* – „Ich kann es nun nicht mehr!“ – fällt einem ein, und in der Tat scheint sich auch Carly darauf kapriziert zu haben, unter allen Melchers-Nachkommen der unbedingt kränkste zu sein. Dabei wäre es interessant zu wissen, wieviel zu solchen anscheinend regelmäßigen Ausfällen auch der Druck beigetragen hat, der auf den ältesten oder den älteren Söhnen in diesen Familien lastete. Doch das allein kann es nicht gewesen sein. Nicht nur wurden viele von ihnen ja auch mit diesem Druck fertig, Carlys Zustand besserte sich auch nicht, als er ihn los war. Er blieb so wehleidig wie zuvor und war wegen seiner paranoiden Selbstbezogenheit auch gesellschaftlich immer schwerer zu ertragen.

Was aber mit ihm anfangen? Da er sich seiner Kopfschmerzen wegen eine Arbeit an der frischen Luft wünschte, wurde beschlossen, ihn Landwirt werden zu lassen, ein übrigens auch in den anderen Lesmona-Familien in verdächtiger Regelmäßigkeit vorkommender Fall. Er besuchte zunächst verschiedene Güter als ‚Volontär‘ (auch sicherlich das der Familie Schellhass in Mecklenburg), hielt sich dann für ein Jahr auf der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Leipzig auf und erhielt 1895, bald nach seinem Besuch auf Norderney, in Sachsen einen Hof. Doch auch das stellte sich als Überforderung heraus. Nicht nur brauchte er stets jemanden, der alles dirigierte, er scheiterte zumal – und damit wird es nun doch tickhaft – an der Steuererklärung. In Sachsen mußten damals die Freiberufler ihr Einkommen noch selbst schätzen und es dem Finanzamt gegenüber lediglich beedigen. Carly jedoch kam über den Eid nicht hinweg. Er verlor sich in endlosen Berechnungen und fiel aus Sorge um einen Meineid von einer Nervenkrise in die andere. So mußte nach drei Jahren der Hof wieder

verkauft werden, der freilich ohnehin nichts abgeworfen hatte, und mit seiner Berufstätigkeit war es vorbei.

Denn von nun an war sein Leben ein reines Anstalts- und Patientenleben, an dem einzig interessant ist, wie es organisiert war. Für Fälle wie den seinen gab es damals komfortable psychiatrische Kuranstalten, in denen man praktisch die gesamte Oberschicht der Zeit noch einmal wie in einem Zerrspiegel wiedertraf. Die berühmteste von ihnen war das Sanatorium *Bellevue* in Kreuzlingen am Bodensee, begründet 1857 von Ludwig Binswanger und von da an bis zur Schließung im Jahre 1980 stets in Binswangerschen Händen. Es war dies ein ausgedehntes Villen- und Parkareal, in dem die Patienten wie Privatleute wohnen und sich bewegen konnten und nur nach Wunsch und Bedarf psychiatrisch betreut wurden. Mit Zwangsjacken, Eisbädern oder Elektroschocks wurde die hier versammelte vornehme Kundschaft deshalb auch nur im Notfall traktiert, sondern man setzte frühzeitig auf Gespräche, Entspannung und Ablenkung. Mit der Zeit entwickelte sich so in den Binswangerschen Anstalten nicht nur eine fortschrittliche Psychiatrie, sondern auch ein ausgesprochenes Kulturleben, das mit seinen Konzerten, Dichterlesungen und Vorträgen auch Nicht-Patienten in größerer Zahl anzog. Friedrich Dürrenmatt hat in seinen *Physikern* diesem Anstaltstyp ein ironisch-anschauliches Denkmal gesetzt.

Carl Alfred Melchers kam erstmals 1899 für einige Monate nach Kreuzlingen und von da an in lockeren Abständen für zum Teil mehrjährige Aufenthalte immer wieder. Da ihm außer nervlichen Beschwerden – Angstzuständen, Verfolgungswahn, Krankheitsbefürchtungen aller Art – nichts fehlte, konnte er die Anstalt aber auch jederzeit wieder verlassen und sich nach Gutdünken anderswo aufhalten. Einen festen Wohnsitz hatte er jedoch nie mehr. In den Wintermonaten zog es ihn zumeist nach Italien, nach Florenz oder Neapel, im Sommer hingegen oft nach Dresden, wo zu den Verwandten aus der Struve-Linie noch ein gewisser Kontakt bestand. Nach Möglichkeit hielt er sich einen Pfleger, jüngere Männer zumeist, zu denen er jedoch immer auf Abstand blieb, da er nach einer entsprechenden Erfahrung aus früheren Jahren krankhaft befürchtete, erpreßt oder ausgenutzt zu werden. Seine Versorgung regelte er, bis auf die letzten Jahre, allein. Die 300 000 Mark, die ihm die Eltern überlassen hatten, trugen ihm monatlich etwa 1000 Mark Zinsen ein (immerhin Gustav Paulis Direktorengeloh), und das genügte, seine ansonsten bescheidenen Ansprü-

che zu befriedigen. Nicht einmal die Inflation brachte ihn hier in Verlegenheit. Teils hatte er sein Vermögen in Schweizer Franken angelegt, teils in wertbeständigen Aktien, so daß bei seinem Tod immer noch 250 000 Mark übrig waren. Der Pfleger kostete ihn übrigens noch in den 30er Jahren nicht mehr als zehn Mark pro Tag, vier Mark Barlohn und sechs Mark für Kost und Logis.

Als er die Sechzig überschritten hatte, ging es mit seiner Gesundheit allerdings bergab. Er selbst führte das darauf zurück, daß einmal ein Mann mit einer Sense so scharf an ihm vorbeigestrichen sei, daß er seine linke Seite von da an nicht mehr habe gebrauchen können. Auch hier wieder könnte man an Christian Buddenbrook denken, der über seine links ‚zu kurzen Nerven‘ klagt, doch komisch war Carly nie, bestenfalls mitleiderregend, und in den letzten Jahren nur zunehmend verwirrt, hilflos und apathisch. Solange er noch unterwegs sein konnte, hatte er sich mit Eltern und Geschwistern gelegentlich in Badeorten getroffen, aber seit er im Rollstuhl saß, blieb er in Kreuzlingen allein. Zu Magda allerdings riß die Verbindung nie ab. Denn als ihm wegen seines Zustandes amtlicherseits ein Beistand verordnet werden sollte, besorgte sie ihm von Hamburg aus einen Anwalt, der ihn in dieser Angelegenheit vertrat. Die Folge war allerdings ein bizarrer Gutachterstreit, in dem nicht weniger als vier hochkarätige Schweizer Psychiater – gegen Honorar, versteht sich – darum rangen, ob in seinem Falle ein Beistand ausreiche oder nicht besser ein Vormund zu bestellen sei. Als nach einem halben Jahr die Beistands-Partei schließlich siegte, war für ihn die Sache freilich ausgestanden; kurz nach der amtlichen Beschlußfassung starb er im März 1938 in einem Züricher Spital.

Bei der Testamentseröffnung zeigte sich, daß er an seiner Liebe zu Magda immer festgehalten hatte. Er hatte sie zu seiner Universalerbin gemacht, und zwar ungeachtet seines Argwohns, daß Gustav Pauli hinter seinem Rücken seine Enterbung betrieben oder durchgesetzt hätte. Zu jener Zeit wird ihr das nicht viel bedeutet haben, da sich ihr ältester Sohn gerade das Leben genommen hatte, aber nach dem Krieg kamen ihr die in der Schweiz liegenden 100 000 Franken sehr zustatten. So hat der geschäftsunfähige Carly, Ironie der Verhältnisse, sein Vermögen noch fast am besten über die Wirren der Zeit hinweggebracht. Was seine Nervenschwäche angeht, so gingen übrigens seine Gutachter einhellig davon aus, daß es sich um ein Erbleiden handelte, d.h. Erziehungs- oder Milieueinflüsse kamen für sie noch überhaupt

nicht in Betracht. Wenn dabei allerdings, von der Spökenkiekerei irgendwelcher Urgroßmütter angefangen bis hin zu seinem uhrensammelnden Onkel, akribisch dargelegt wird, wer alles schon vor ihm in seiner Familie an irgendwelchen Ticks litt, kommen einem an dieser Art Beweisführung doch Zweifel. Magda ist robust und hellwach immerhin 95 Jahre alt geworden, und auch ihr Bruder, der andere, hat zu Schwächefeststellungen dieser Art keinen Anlaß gegeben.

Gustav Adolf Melchers

Dieser zweite, *Georg* genannte Bruder, hieß mit richtigem Namen Gustav Adolf Struve Melchers, wobei *Struve* als Reverenz gegenüber seinen mütterlichen Vorfahren ein Bestandteil seines Vornamens war. Es war dieser Brauch wohl nicht allzu verbreitet, denn im Allgemeinverkehr schloß man oft auf einen Doppelnamen, also Struve-Melchers, was sich als Mißverständnis sogar bis in die Adreßbücher hineinziehen konnte. Erwähnt wird dieser Bruder von Magda hauptsächlich wegen seines fünfjährigen Verlobungsverhältnisses, das ihr als abschreckendes Beispiel auch für ihre eigene Entscheidung vor Augen steht. Besonders die kurz vor seiner Hochzeit mitgehörte Bemerkung ihres Vaters, daß sie etwas aus seinem Leben auf keinen Fall erfahren dürfe, da sie noch ein ‚ganzes Kind‘ sei, gibt ihr hier zu denken. Den Verdacht, daß es sich um ein uneheliches Kind handeln könnte, wagt sie zwar nicht auszusprechen, doch später wird dieser Bruder einmal öffentlich darüber Klage führen, wie lächerlich empfindlich man in Norddeutschland – im Unterschied etwa zu Bayern – gegenüber unehelichen Kindern sei, so daß sie das Richtige hier wohl herausgehört hat. Ihre Distanz zu diesem Bruder, von dem sie ausdrücklich sagt, er habe ihr ‚nie nahe gestanden‘, rührte schon aus ihrer Kindheit. In ihren Erinnerungen berichtet sie, daß er ihr damals – er war sechs Jahre älter als sie – oft auf rohe Art Angst gemacht habe, und das blieb ihr im Gedächtnis.

Von seiner Jugendzeit in Bremen hat Gustav Adolf Melchers ausführlich selbst erzählt, und zwar in einem Buch, das er 1940 für seine Nachkommen privat auflegte. Bemerkenswert an diesem überwiegend anekdotisch gehaltenen Bericht ist vor allem, was er über den Erziehungsdruck in seinem Elternhaus und zumal über die Strenge seines Vaters mitteilt. Er habe den Vater nie lachen gesehen, schreibt er, selten ein freundliches Wort aus seinem Munde gehört und besonders unter seiner Engherzigkeit sehr gelitten. Noch als Siebzehnjähri-

ger habe er über die wöchentlich eine Mark Taschengeld auf Heller und Pfennig abrechnen müssen, kaum Ausgang gehabt, pünktlich auf die Minute am Tisch sitzen müssen, wo der dann freilich nur examiniert worden sei usw. Selbst für den Gebrauch verschiedener Sorten von Geschirr hätten eiserne Regeln gegolten, so daß der Vater, als die Mutter für ihn und seine Freunde einmal ‚das Gute‘ hatte aufdecken lassen, es vor den Augen dieser Freunde wieder abdecken ließ, wenn schon jene, kaum daß er weg war, sofort wieder umzudecken befahl. Waren die Eltern auf Reisen und er nur dem Personal unterstellt, geriet er entsprechend außer Rand und Band. Traurig-bezeichnend amüsieren ihn seine Flegeleien aber noch im Alter, so daß er aus seiner unreifen Protesthaltung wohl nie herausgekommen ist. Auch in der Schule beehrte er einmal auf. Dem Griechischlehrer, der ihm sein Übungsheft ins Gesicht warf, schleuderte er es umgehend in seine ‚elende Visage‘ zurück, so daß er, relegiert, für ein halbes Jahr in Osnabrück die Schule besuchen mußte.

Nach dem ‚Einjährigen‘, einer kaufmännischen Lehre und dem Militärdienst ging er 1890 für vier Jahre in die Firma seines Onkels nach China. Daß er hier, aller Aufsicht ledig, gewaltig über die Stränge schlug, darf man annehmen, und eben dabei scheint ihm auch eine Frauengeschichte erheblich zu schaffen gemacht zu haben. In einem Roman, den er später geschrieben hat – in der Tat, er versuchte sich als Schriftsteller –, erzählt er, daß es in Shanghai zu einem längerdauernden Verhältnis mit einer geschiedenen Franco-Kanadierin kam, die ihn, als er zum Heiraten zurück nach Bremen mußte, nicht freigeben wollte. Wenn die Schlüsselgeschichte zutrifft (er schreibt natürlich in der Dritten Person, aber der autobiographische Charakter ist unverkennbar), so ist sie ihm auf der Heimreise bis nach San Francisco gefolgt, wo er sie nur durch ein Täuschungsmanöver loswerden konnte. Als er mit seiner Frau nach China zurückkehrte, hat sie ihm aber noch einmal aufgelauert und sich ihm so genähert, daß er ernsthaft befürchtete, sie werde ihn erschießen. Nur durch eine geistesgegenwärtige Verbeugung vor ihr konnte er offenbar eine Katastrophe abwenden und ist dann nicht mehr von ihr behelligt worden.

Das oder ähnliches (wahrscheinlich kam auch noch ein uneheliches Kind hinzu) ist also der Hintergrund jener Verlobung und Hochzeit, von der Magda im Herbst 1894 berichtet. Daß sich ihr Bruder nur aus Pflichtgefühl auf diese Heirat noch einläßt, empfindet sie richtig, aber

ob diese Ehe, wäre sie früher geschlossen worden, glücklicher verlaufen wäre, darf man bezweifeln. Nach außen entwickelte sie sich aber zunächst normal. Gleich nach der Hochzeit fuhr Gustav mit Emilie (einer geborenen Fritze, Kaufleute in Bremen und New York) zurück nach China, wo für sie herrschaftlich gesorgt war. Er hatte für sie beide in Shanghai eine *Villa Lesmona* errichten lassen, neben der das Original nur eine Kate war, ein Gebäude, groß wie ein mittelstädtischer Bahnhof und geeignet, bei offiziellen Anlässen die gesamte deutsche Kolonie darin zu empfangen. Mehr als ein Dutzend Angestellter versorgte das Haus, für alles hatte man Personal, und selbst um die Geschäfte brauchte sich der Hausherr offenbar nicht zu kümmern (auf Fotos immer mit Weinflasche). Auch bekamen sie Kinder, noch in China zwei Töchter und eine weitere Tochter und einen Sohn nach der Rückkehr nach Bremen, und alle wuchsen gesund heran. Nur leider vertrug er sich mit seiner Frau nicht, vertrug auch vielleicht die Anforderungslosigkeit seines Daseins nicht und meinte, in seiner Ehe die Hölle zu haben. Er fand Emilie kleingeistig, putzsüchtig, verschwenderisch, verdächtigte sie des Ehebruchs und fühlte sich von ihren Sticheleien wegen seiner ornamentalen Berufsrolle gepeinigt bis aufs Blut. Aber natürlich wird auch sie ihm ihre Vorwürfe zu machen gehabt haben, ein reifer Mann war er gewiß nicht.

1899 nach Bremen zurückgekehrt, dauerte es bis zur Scheidung noch vier Jahre. Der Bruch kam, als er sich in eine Opernsängerin verliebte, die Ende 1901 von Wuppertal aus an das Bremer Stadttheater berufen worden war. Sie hieß Susanne Levysohn (Künstlername Lavallo) und war die Tochter von Arthur Levysohn, dem langjährigen Chefredakteur des *Berliner Tageblatts*. In Bremen gehörte sie nicht zur ersten Besetzung, gefiel aber in Rollen von etwas leichtfertigen Frauen und 1903 besonders als Violetta in Verdis *La Traviata*. Sie habe „die wechselnden Stimmungen der schönen, gefühlvollen Sünderin überzeugend herausgearbeitet“, hieß es in der Presse, also die Stimmungen einer Luxusdirne, um derentwillen ein Mann aus der besseren Gesellschaft seine ganze Existenz aufs Spiel setzt, während sie sich ihm doch schließlich, um ihn nicht zu ruinieren, entzieht. Ahnte man, daß da auch ein Stück Leben mit eingegangen war? Denn zu jener Zeit setzte der Juniorchef aus dem Hause *Melchers & Co.* seine Existenz für sie auf's Spiel und war immer öfter statt in seinem Haus an der Parkallee in ihrer Wohnung in der Birkenstraße zu finden. Sie allerdings gab seiner Werbung nach. Sie war unverheiratet, 33 Jahre alt, und es war

absehbar, daß ihre Bühnenlaufbahn über den in Bremen erreichten Stand nicht hinauskommen würde.

Daß Gustav Adolf Melchers auf diese Weise seine Firmenteilherrschaft und selbst sein Heimatrecht in Bremen für immer verwirkte, läßt sich selbst aus heutiger Sicht noch nachvollziehen. Ein Großkaufmann, der seine Frau und vier Kinder von zwei bis acht Jahren einer stadtbekanntem Opernsängerin wegen verließ, einer Frau mithin, deren Ruf, es mochte so unberechtigt sein, wie es wollte, in jedem Falle fragwürdig war, konnte in dieser Stadt keine Geschäfte mehr machen. Wie ernst man dies im Hause Melchers nahm, sieht man daran, daß seine Frau die Scheidung nicht in Bremen, sondern in Berlin einreichte (an den gesetzlichen Bedingungen lag das nicht, die waren inzwischen überall in Deutschland gleich), und daß man diese Scheidung im weiteren auch geheim hielt. Man streute aus, der junge Teilhaber habe sich mit seiner Familie aus der Stadt zurückgezogen und zur Ruhe gesetzt und hielt an dieser Version jahrzehntelang fest. Unter den Familienanzeigen stand weiterhin auch der Name des abtrünnigen Gustav Adolf ‚mit Frau und Kindern‘, und als die geschiedene Emilie 1920 nach Bremen zurückkehrte, bezeichnete sie sich im Adreßbuch als *Melchers, Gustav Adolf Struwe, Frau*. Gleichwohl war das Ausscheiden dieses gerade erst 34jährigen Juniorpartners, des einzigen Familiennachfolgers, der zur Verfügung stand, für die Firma ein furchtbarer Schlag.

Für seine zweite Heirat fuhr Gustav Adolf Melchers mit Susanne Levysohn im Sommer 1904 nach London, da in Deutschland die Heirat des ‚Scheidungsgrundes‘ inzwischen einheitlich verboten war. Danach ließ er sich in Neuses bei Coburg nieder, auf dem abseits gelegenen kleinen Schloß Falkenegg, das er samt Gutsfläche gekauft hatte. Was ihn zur Flucht an diesen einsamen Ort bewogen hat, ist nicht zu erkennen. Seine Frau jedenfalls, an Publikum und Leben gewöhnt, hielt es dort nur aus, indem sie sich jede Menge Besuch einlud, und eben von diesem – Künstlern, Theaterleuten, Journalisten – mag er sich auch angeregt gefühlt haben, sich als Schriftsteller zu versuchen. Drei Bücher hat er in den Jahren bis zum Ersten Weltkrieg dort geschrieben, ein ‚Sachbuch‘ und zwei belletristische Werke, welche freilich – außer dem Skandal, den sie in Bremen machten – kaum jemanden interessierten. Zur Erhellung seiner Situation sind sie aber recht aufschlußreich, so daß sie uns gleich noch beschäftigen werden.

Überraschend angesichts der Scheidungsumstände erscheint, daß Gustav Adolf Melchers auch zwei seiner Kinder nach Coburg mitnehmen konnte, und zwar sogar die jüngeren, die vierjährige Hermine und den zweijährigen Carl Gerhard. Aber gerade sie waren noch mehr an ihr Kindermädchen als an ihre Mutter gewöhnt, und mit den Älteren hatte die Mutter es leichter. Doch hing er auch an seinen Kindern, und jedes Jahr wurden sie wechselseitig für einige Wochen ausgetauscht. Emilie hatte sich schon während des Scheidungsverfahrens, um das sich ihr Bruder kümmerte, mit den beiden Töchtern nach Italien geflüchtet und entschied sich dann dort auch – in Rom – zu bleiben. Die Sommer über aber kam sie immer nach Bremen, so daß in dieser Zeit der Kindertausch arrangiert werden konnte.

Von Gustav Adolfs Seite stand dafür allerdings bald nur mehr der Junge zur Verfügung. Das Mädchen war mit sieben Jahren auf dem steilen Weg von Falkenegg hinunter zur Schule bei Glatteis gestürzt und an den Folgen, einem Schädelbruch, gestorben. Für den Vater blieb das ein lebenslanges Trauma. Noch in seinen 1940 verfaßten Jugenderinnerungen, wo er dieses Kindes gedenkt, nennt er als Todesursache ‚Kinderlähmung‘, hat also wohl seiner Familie die wahre Ursache nie eingestanden. Das Kind wurde in Eisenach eingäschert und die Urne dann im Bremer Familiengrab beigesetzt. Übrigens war auch in Neuses nicht bekannt, daß er geschieden und die Frau, mit der er zusammenlebte, nicht die Mutter seiner Kinder war; selbst auf dem Standesamt sah man sie dafür an.

1913 verkaufte Gustav Adolf Melchers Schloß Falkenegg wieder und siedelte mit Frau und Sohn nach Neubrandenburg über. Von Isolationsnöten abgesehen, dürfte das auch mit Geldproblemen zu tun gehabt haben, denn die weiteren Wohnsitze waren, wenn auch immer noch Villen, bescheidener und wurden zuletzt nur gemietet. Die Übersiedlung nach Mecklenburg war aber auch Ausdruck einer gewissen Bindungslosigkeit, nach dem Weggang von Bremen ist er einfach nirgendwo mehr heimisch geworden. 1914 wurde er, knapp 45 Jahre alt, noch zu den Waffen gerufen, nach einem halben Jahr Ostfront aber wieder entlassen. 1923 folgte dann ein Umzug nach Berchtesgaden und 1936 die Einmietung auf einem einsam gelegenen Hof bei Bad Reichenhall, wo er 1944 starb. Dieser erneute Rückzug in die Einsamkeit hatte allerdings wohl hauptsächlich damit zu tun, daß seine Frau Halbjüdin war und er es nach dem Erlaß der Rassegesetze nicht mehr für ratsam hielt, mit ihr noch offen in Erscheinung zu treten. An jenem

Ort, gleichsam in Rufweite von Hitlers ‚Berghof‘, blieb sie auch unbehellig und hat ihn um vier Jahre überlebt. In Geldnot waren sie bis zuletzt beide nicht, aber sie mußten sich doch mehr und mehr einschränken. Die Inflationsverluste seines Vaters bezeichnete Gustav Adolf für sich unumwunden als eine Katastrophe, denn selbst der Pflichtteil hätte natürlich genügt, ihn bis an sein Lebensende zu versorgen.

Die von ihm geschiedene Emilie hatte in dieser Beziehung eher weniger Probleme. Nicht nur mußte er für sie bezahlen – die beiden Töchter z.B. erhielten in Rom stets Privatunterricht –, sie war auch von ihrer eigenen Familie her vermögend und konnte sich, als sie 1920 nach Bremen zurückkehrte, deshalb auch wieder ein Haus hier kaufen. Damals nahm sie auch ihren Sohn zu sich, der durch seinen Eintritt bei *Melchers & Co.* die abgerissene Familientradition neu knüpfte. Aber auch bei ihren vornehm verheirateten Töchtern hatte sie stets einen Rückhalt. Beide führten nach einer Witwenschaft und einer Scheidung je drei Ehen, aus denen freilich nur ein einziges Kind hervorging. Als Emilie im Krieg in Bremen ausgebombt wurde, zog sie zu der älteren Tochter nach Bern, wo sie 1946 auch starb. Von dort hat sie nach Kriegsende an Magda sogar noch Pakete geschickt, d.h. sie blieb – anders als die Försterstochter im Kreise der Schellhass‘ – in die Familie ihres geschiedenen Mannes stets integriert. Er allerdings ist mit der Ausgrenzung, die das für ihn bedeutete, nie fertig geworden und hat sie seiner Familie stets zum Vorwurf gemacht.

Dies hat sich nachhaltig auch in seinen Büchern niedergeschlagen, die – so betrachtet – mehr fast Botschaften an diese Familie sind als Werke für ein allgemeines Publikum. Das neutralste von ihnen ist noch die 1908 erschienene zeitkritische Studie *Die Vergangenheit unserer Zukunft. Der Verfall unserer Vormenschen*. In Form eines Rückblicks aus fernster Zukunft geschrieben – ähnlich dem damals berühmten Zukunftsroman *Looking Backward* von Bellamy –, entwirft er hier ein Bild von dem, was seiner Meinung nach den Ländern des Westens und schließlich der ganzen Menschheit an Verfall bevorsteht. Doch nicht seine Dekadenz-Prognose ist das eigentlich Aufschlußreiche. Aufschlußreich ist vielmehr, von welchen Zeiträumen er dabei ausgeht. Einen ersten weltweiten Krieg als Auslöser gesellschaftlicher Umbrüche prophezeit er für 1974, das Ende der europäischen Monarchien (außer der englischen) für 1980, dann das Zerbrechen der Kolonialreiche, den Vormarsch der Sozialdemokratie, Anarchie usw. für die

nachfolgenden Jahrzehnte, so daß all die Dinge, die zehn Jahre später schon Wirklichkeit waren, ihm noch ein halbes bis ganzes Jahrhundert entfernt zu sein scheinen. Und ähnlich in wissenschaftlich-technischer Hinsicht: 1987 werde der Südpol entdeckt werden, im Jahre 2300 die Sonnenenergie nutzbar sein, im Jahre 2500 ein Flug von Berlin nach New York nur noch sieben Stunden dauern (die man allerdings wegen der Geschwindigkeit in Bauchlage zubringen müßte), hingegen der Traum, auf dem Mond landen zu können, dann für immer ausgeträumt sein u.a.m. Nichts verdeutlicht besser als diese Zeitvorstellungen, für wie festgefügt seine Generation ihre Lebensverhältnisse hielt und warum sie die ganze weitere Entwicklung so schwer hat begreifen können.

Was seine Kritik dieser Verhältnisse angeht, greift er vieles von dem auf, was damals alle fortschrittlichen und freidenkerischen Kräfte beanstandeten: den Schuldrill, die Getrennterziehung von Jungen und Mädchen, die verklemmte Sexualmoral (uneheliche Kinder!), Heirats- und Scheidungshindernisse (verbrecherische Familien versuchten selbst einander hassende Ehepartner an der Trennung zu hindern!), Modetorheiten, Standesdünkel und weiteres mehr. Nur wird man solcher Kritik bei ihm doch nicht froh. Denn von einem Moment zum anderen kann er auch in die borniertesten Stammtisch-Ansichten verfallen: gegen das Frauenwahlrecht, die Abschaffung der Todesstrafe, die moderne Medizin, Menschenrechte für Neger oder – ihn am meisten erbitternd – gegen die zunehmenden Ansprüche der Dienstboten. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts werde man diesen – eine Horrorvision! – feste Arbeitszeiten zugestehen müssen, Überstunden zu bezahlen haben, ihnen die Entleerung der Nachttöpfe nicht mehr zumuten dürfen, ihnen einen eigenen Hausschlüssel aushändigen müssen und was dergleichen Ungeheuerlichkeiten mehr sind. Mit anderen Worten: seine Gesellschaftskritik ist so brüchig und blind, wie es schlimmer nicht geht, nichts als das Herumschwadronieren eines verwöhnten und übellaunigen Pensionärs, dem einfach die ganze Welt nicht paßt.

Daß dies nicht zuletzt die Folge seines Herausfallens aus dem Bremer Herkommen war, zeigt sein 1914 entstandener Roman *Die neue Sintflut*. (Die zuvor noch erschienene Seelenwanderungs-Geschichte *Aus dem Jenseits*, mit allerlei Anspielungen auf familiäre Kränkungen durchsetzt, läßt sich nur als ‚Schmarrn‘ bezeichnen und kann übergangen werden.) Das erste Viertel dieses Romans entwirft ein so gehässi-

ges Bild von den Bremer Verhältnissen, daß es ihm ersichtlich nur darauf ankommt, sich diese Welt um jeden Preis madig zu machen. Geistlosigkeit, Kleinlichkeit, Anmaßung, Heuchelei, Lüsternheit, Freßsucht – keine Schlechtigkeit bleibt den hier porträtierten Angehörigen der Bremer Oberschicht unnachgesagt. Nur der noch junge Chef eines traditionsreichen Handelshauses macht eine Ausnahme und ragt, obwohl aus einer völlig degenerierten Familie stammend, als Lichtgestalt über alle hinaus. Keine Frage demnach, wer hier gemeint war, und da die Bremer Verwandtschaft sich in dem üblen Rest an gewissen Indizien ziemlich gut wiedererkannte, wollte man natürlich erst recht nichts mehr von ihm wissen. Schon in 20er Jahren wurde das Buch übrigens in mehreren Bibliotheken, die es angeschafft hatten, ‚vermißt‘, nur ein einziges Exemplar, das der Deutschen Bücherei in Leipzig, hat sich erhalten.

Die eigentliche Handlung des Romans ist dann, daß eine ungeheure Wasserflut über Europa hereinbricht und alles Leben auf dem Kontinent vernichtet. Nur der gut vorsorgende Held kann sich mit seiner Geliebten, einer in ihrer Ehe unglücklichen Kaufmannsfrau, auf einen Alpengipfel retten und wird nach dem Rückgang der Flut von einem aus Südamerika kommenden Suchschiff geborgen. Ein letzter schauernder Blick fällt abschließend auf die Stätte, die einmal Bremen gewesen war: „Spurlos verschwunden war die Stadt, begraben und erstickt unter dem Schlamm, der den Boden des Meeres bedeckt und den die Wogen hierher getragen.“

Als der Roman 1918 erschien, legte Gustav Adolf Melchers Wert auf die Feststellung, daß er ihn schon vor dem Krieg verfaßt und mithin diesen darin vorweggenommen habe. Doch davon kann keine Rede sein. Es ist dies nichts als die genußvolle Rache-Phantasie eines Ausgestoßenen, der die ‚guten Verhältnissen‘, um die er sich leichtfertig selbst gebracht hatte, nun auch den anderen entziehen wollte. Auch seine Schriftstellerei war nur der hilflose Versuch, es den Seinen dann wenigstens auf diesem Gebiet noch zu zeigen. Als alle drei Bücher keinen Erfolg hatten, hat er auch nichts mehr veröffentlicht. Die im Alter noch privat aufgelegten Jugenderinnerungen sollten vielleicht eine Versöhnungsgeste sein, aber da waren die meisten derjenigen, mit denen er sich überworfen hatte, schon tot.

Berücksichtigt man, um noch einmal auf Magda zu kommen, für ihre häusliche Situation auch den Weg ihrer Brüder, so versteht man

besser, warum die Eltern wünschten, daß wenigstens sie eine vorzeigbare Entwicklung nehmen, d.h. mit ihrer Heirat für einen gewissen familiären Glanz sorgen sollte. Denn offenbar trauten sie auch dem zweiten Sohn damals schon nicht mehr viel – oder alles mögliche – zu. Und man versteht auch, warum sie von ihnen, wie sie an Thomas Mann schreibt, in ihrem späteren Leben ‚auf Händen getragen‘ wurde. Sie hatte ihre Sache eben doch noch vergleichsweise gut gemacht. Auf der anderen Seite ist der abtrünnige Gustav für sie aber vielleicht wichtiger geworden, als man wegen der Distanz, in dem sie immer zu ihm stand, vermuten sollte. Er hatte sich nicht gescheut, Bücher her auszubringen, mit denen er sein Elternhaus auf’s übelste ins Gerede brachte, so daß ihr die Herausgabe ihrer Mädchenbriefe daneben nahezu harmlos erscheinen konnte. Daß sie es dann dennoch nicht wagte, ihren Namen preiszugeben, macht deutlich, welche Tabuverletzung ihr Bruder mit seinen Büchern beging – aber ohne dieses Beispiel wäre es wahrscheinlich selbst zu dieser Form der Veröffentlichung nicht gekommen. Und dies wenigstens wollen wir dem Schriftsteller Gustav Adolf Melchers zugute halten.

Bertha und ihr Mann

Von Magdas Freundin Bertha haben wir trotz der vielen Briefe, die an sie gerichtet sind, ein nur undeutliches, beinahe unansprechendes Bild. Von ihren eigenen Lebensproblemen erfahren wir kaum je etwas, und was sie zu denen Magdas zu sagen hat oder was diese von ihr zitiert, sind nichts als beschwichtigende und mitunter auch etwas fade Gemeinplätze. Ein zutreffendes Bild? Zunächst einmal ist schon nicht vorstellbar, daß ein über Jahre sich hinziehender Briefwechsel so bloß nach einer Seite hin geführt wird, wie es hier sich darstellt. Magda muß also zahlreiche Briefe und Briefpassagen, in denen sie ihrerseits auf die Erlebnisse Berthas eingegangen ist, aus ihrer Sammlung ausgeblendet haben. Aber auch die wenigen Briefe, die sie von ihr einbezieht, sofern überhaupt so geschrieben, kennzeichnen ihr Wesen als ganzes sicherlich nicht. Aus einem der Briefe Magdas erfahren wir einmal, daß Bertha sich mit ihrem nachmaligen Verlobten heimlich bei dessen Schwester trifft, und sogar sie muß diese Kühnheit bewundern. Oder wir hören, daß sie in der Familienfehde um die Försterstochter auf deren und der Seite ihres Bruders steht, was auch nicht selbstverständlich war. Früher in Danneborth aber, so Magdas Kindheitserinnerungen, ist Bertha immer in die Reithosen ihres Bruders gestiegen,

um den einzigen Damensattel ihr zu überlassen. Mag sie also auch „besser, fleißiger, klüger und so viel sanfter“ gewesen sein, wie sich Magda dort an sie erinnert – temperamentlos war sie sicherlich nicht.

Daß die Jugendgeschichte der beiden Freundinnen fast die gleiche war, haben wir schon berührt. Annähernd gleich alt, Bertha nur zehn Monate älter, gingen sie in Bremen gemeinsam zur Schule, gemeinsam zur Reitstunde und zum Klavierunterricht, fuhren gemeinsam in die Ferien und bestanden auch ihre ersten ‚Liebesabenteuer‘ gemeinsam. „Wir waren wie Schwestern, ohne die Reibungen, die bei Schwestern unvermeidlich sind“, heißt es in den Kindheitserinnerungen. Erst nach Abschluß der ‚Höheren Töchterschule‘ trennten sich ihre Wege, d.h. es wurde nun absichtlich dafür gesorgt, daß nicht nochmals ein gemeinsamer Lebensabschnitt sich anschloß. Magda kam 1891 auf das Internat nach Vevey, wo sie Französisch lernen sollte, und Bertha wurde auf ein Haushaltspensionat in Kiel geschickt. Damit begann ihr Briefaustausch, den sie dann auch bei allen späteren Trennungen beibehielten.

Daß sich Bertha, 19 Jahre alt, mit dem 25jährigen *John Deneken* verlobte, war ihren Eltern – trotz ihrer Heimlichtuerei – sicherlich ganz recht. Sie selbst hatten den jungen Mann bei sich eingeführt, wobei der Kontakt zu ihm über seine Schwester bzw. seinen Schwager zustande gekommen sein wird, der ebenfalls in Bremen Kaufmann war. Max Jänecke, wie er richtig hieß, stammte aus dem seit 1827 in Hannover bestehenden Druck- und Verlagshaus *Gebrüder Jänecke*, das u.a. den *Hannoverschen Courier* herausgab. Nach dem ‚Einjährigen‘ hatte er Buchhändler gelernt, dann das Abitur nachgemacht, 1892 in Marburg mit einer wirtschaftsgeschichtlichen Arbeit promoviert und war nach mehreren Auslandsaufenthalten (auch in den USA) in der väterlichen Firma Prokurist geworden. So war er also ein ausgezeichnete Bewerber, und es gab keinen Grund, Bertha hier in den Weg zu treten.

Allerdings hatte er in seinem Beruf, wie sich im August 1894 auch in den Lesmona-Briefen andeutet, schon damals Schwierigkeiten. Der *Courier*, ein dem gehobenen Journalismus verpflichtetes Nachrichten- und Meinungsblatt, konkurrierte mit dem populären *Hannoverschen Anzeiger*, und Max Jänecke, der ehrgeizig auf Qualitätsverbesserung setzte, konnte die Auflage nicht halten. Oder war er vielleicht auch für

eine solche Aufgabe nicht der rechte Mann? Wenn man liest, daß er nachmittags am liebsten mit seiner Frau musiziert, er auf der Geige, sie am Klavier (wobei Magda ihn noch mahnen muß, Bertha während der Schwangerschaft nicht zu überfordern), oder wenn er später auch für Magdas Verlobungskonflikt jede Zeit hat, so kann man jedenfalls den Eindruck gewinnen, daß die Zeitung für ihn nicht das wichtigste war. Das blieb dann auch so, und so nahmen seine Schwierigkeiten noch zu.

Über den Verlauf der kurzen Ehe zwischen ihm und Bertha sind wir durch Magdas Briefe einigermaßen unterrichtet. Nach der Hochzeit am 16. März 1895 bezog das Paar eine bürgerliche Stadtwohnung in Hannover, Arnswaldtstraße 3, und Bertha bekam dort im Februar 1896 einen Sohn. „Die glückliche Geburt eines prächtigen Jungen zeigen hocheifrig an ...“ lautete stolz die Anzeige, die die Eltern am Tag nach der Niederkunft in den *Courier* setzen ließen. Da allerdings trug Bertha die Infektion, der sie am 15. März, am Vorabend ihres ersten Hochzeitstages, erliegen sollte, wahrscheinlich schon in sich: Kindbettfieber. Es war dies eine zumeist unter der Geburt erfolgende Ansteckung mit ganz gewöhnlichen Bakterien, die sich dann im Unterleib ausbreiteten und bei nicht genügenden Abwehrkräften zu tödlichen Entzündungen führten. Annähernd jede zehnte Frau, die damals in Preußen im gebärfähigen Alter starb, starb auf diese Weise, im Jahre 1896 über viertausend, auf 300 Entbindungen ein Todesfall. Dabei wußte man bereits, daß mit sogfältiger Desinfektion diesem Übel beizukommen war, und bei Krankenhausentbindungen waren die statistischen Werte auch schon weit günstiger. Aber über 98 Prozent der Geburten in Preußen waren damals noch Hausgeburten, und auf dem Lande holte man oft noch nicht einmal die Hebamme. In Berthas Kreisen allerdings, wo man es an Vorsorge nicht fehlen ließ, war ein solcher Tod doch ungewöhnlich und der Schock um so größer. „Tief gebeugt“ stand unter der Anzeige, mit der Max Jänecke dieses Ende „im Alter von 21 Jahren“ in Bremen bekanntgab, und als sechs Monate später auch noch das Kind starb, das Berthas Eltern zu sich genommen hatten, hielt er sich endgültig für einen vom Schicksal Geschlagenen. Magda, die dazumal selbst ihr erstes Kind erwartete, war mit auf dem Engesohder Friedhof, als der kleine Sarg zu dem der Mutter ins Grab gesenkt wurde, und sie wird sich bitter gesagt haben, daß glücklich zu heiraten noch lange keine Gewähr für ein glückliches Leben sei.

Max Jänecke stürzte sich nach dem Tod Berthas in Arbeit. Er wurde Mitbegründer des deutschen Zeitungsverlegerverbandes und für eine Reihe von Jahren dessen Vorsitzender, engagierte sich in der Nationalliberalen Partei, für die er ins Preußische Abgeordnetenhaus einzog, und betätigte sich eifrig auch in Vereinen des aufkommenden Automobil- und Flugwesens. Drei Jahre nach Berthas Tod heiratete er auch wieder: die 21jährige Anna Körting, eine Tochter des bekannten Ingenieurs und Industriellen Ernst Körting, der mit seinem Bruder in Hannover Gaspumpen, Feuerungsanlagen und andere großtechnische Einrichtungen herstellte. Kinder bekam das Paar jedoch nicht, und da auch das Verständnis füreinander zu wünschen übrig ließ, war ihnen ihre Ehe schon bald eine Last. Max Jänecke übernahm noch mehr Ämter, wurde 1903 in den Reichstag gewählt (wo er nach einem halben Jahr wegen Überlastung allerdings wieder ausscheiden mußte), war ein rühriges Mitglied des Aufsichtsrates der Hannoveraner Straßenbahn, wurde Holländischer Konsul und hatte zu allem auch noch – allerdings wohl in letzter Reihe – die Verlagsleitung des *Courier*. So häuften sich dort die Defizite, bis er schließlich im November 1911 – auch mit seiner Frau überworfen – keinen anderen Ausweg mehr sah, als seinem Leben mit einem Revolverschuß ein Ende zu machen.

Beerdigt wurde er an der Seite von Bertha und ihrem Kind auf dem Engesohder Friedhof, ein Indiz, daß es vielleicht auch ihr Verlust war, über den er nicht hinweggekommen war. Die Serien von Todesanzeigen und Nachrufen, die in den Hannoverschen Zeitungen erschienen, drückten gleichwohl Mißbilligung, fast Zorn aus, nur mühsam hält man Vorwürfe gegen ihn zurück. Dabei wird einem bewußt, welch merkwürdig gleichen Weg die ‚Männer‘ von Bertha und Magda genommen haben, nachdem ihnen ihre ‚Frauen‘ verlorengegangen waren. Beide, Percy ebenso wie Max Jänecke, sind in den nachfolgend eingegangenen Ehen nicht besonders glücklich geworden, beide kinderlos geblieben und beruflich gescheitert, und beide haben sich, der eine mit 38, der andere mit 42 Jahren, das Leben genommen. Offenbar waren sie aber auch beide Männer desselben Typs, beide weich, musisch veranlagt und nicht sehr durchhaltefähig, und beide wohl auch auf eine Frau angewiesen, die ihnen Halt gab. Magda ebenso wie Bertha waren von solcher Art, intelligent, patent, zuverlässig, und daß ihr Leben einen so unterschiedlichen Verlauf nahm, war am Ende nur Zufall. Kein Zufall allerdings war, daß allgemein die Frauen dieser

Schicht die Gesünderen und seelisch Stabileren gewesen sind. Sie waren den Eltern nicht so wichtig, man achtete nicht so auf sie, sie konnten sich einfach normaler entwickeln.

Auch Max Jäneckes zweite Frau war eine solche Natur, und so ließ sie sich durch den Selbstmord ihres Mannes nicht entmutigen. Sie heiratete erneut, sogar noch zweimal, und wurde 90 Jahre alt. Der erste Mann war ein Compagnon ihres Vaters, Alexander Cassinone, der aber weniger als Industrieller denn als Flugpionier und späterer Präsident des Österreichischen Aeroclubs von sich reden machte. Doch diese Ehe wurde 1921 geschieden. Danach heiratete sie den österreichischen Architekten Hubert Jung, mit dem sie erst in Tirol, später in Norddeutschland und nach dem Krieg bis zu ihrem Tod in Nürnberg lebte. Während des Dritten Reiches war sie nicht ungefährdet, da ihre Mutter Jüdin gewesen war und man ihr etwas davon ansah. Nach dem ‚Anschluß‘ konnte sie in ihrem Haus in Zell am See nicht bleiben, da sich die dortigen Nachbarn besonders judenfeindlich gebärdeten. Sie zog mit ihrem Mann nach Mecklenburg, wo ihr Vater oft gewesen war und man sich einer geborenen Körting noch verpflichtet fühlte. Ein Kunststück war dieses Leben und Überleben dann allerdings auch wieder nicht. Die zahlreichen Patente ihres Vaters haben sie nie Not leiden lassen, auch ihr Mann war auf eine Arbeit deshalb nicht angewiesen. Nur bekam sie auch aus keiner ihrer Ehen ein Kind.

Max Grobien

Von einer Person muß noch gesprochen werden, Magdas Freund und Vertrautem *Max Georgi*. Mit richtigem Namen hieß er Max Grobien, was die Familie auf dem i – *Grobiin* – betont, wenn auch natürlich nichts anderes als ein *Grobien* in dem Namen steckt. Max Grobien war vier Jahre älter als Magda und in Hongkong zur Welt gekommen, wo sein Vater Fritz Grobien damals Kaufmann war. Dieser Fritz Grobien muß sehr ehrgeizig und auch tüchtig gewesen sein, denn er stammte aus einem kleinen Dorf in Holstein und war der erste in seiner Familie, der den kaufmännischen Weg beschritt. In China besaß er allerdings keine eigene Firma, sondern ist für Kaufleute aus Hamburg tätig geworden, und ebenso hat er auch später – ausgenommen sein Kohlenhandlungs-Experiment mit Percy – ein eigenes Geschäft nicht besessen. In Hongkong lernte er auch Hermann Melchers kennen und gewann sich den um einiges über ihm stehenden Firmeneigner zum

Freund. Nach Familienerinnerungen konnte er ihm einmal einen ‚ganz großen Dienst‘ erweisen, woraus sich das Freundschaftsverhältnis entwickelte.

Bewährt hat sich diese Freundschaft vor allem an seinen Söhnen, fünf an der Zahl, die Hermann Melchers allesamt wie eigene Söhne förderte und betreute. Besonders dem Ältesten, Max, kam dies zugute. Als er mit seiner Mutter und den Brüdern aus China zurückkehrte (der Vater folgte ihnen erst Jahre später), besorgte er ihm in Bremen zunächst eine Lehrstelle und nahm ihn dann als Zwanzigjährigen in seine eigene Firma auf. Er bestimmte ihn sich hier zu einer Art Privatsekretär, dem er – nicht verheiratet – zumal die Organisation seines häuslichen Lebens übertrug. Max wohnte deshalb auch bei ihm, im vormaligen Haus von Magdas Großeltern, Contrescarpe 112, und begleitete ihn auch immer mit in die Villa Lesmona. 1892 war er mit ‚Onkel Hermann‘, wie auch er ihn nannte, in Ägypten und begleitete ihn 1896/97 auf einer Weltreise. Daß diese Vorzugsstellung an der Seite eines Junggesellen schon damals nicht unverdächtig ausgesehen haben wird, ist anzunehmen, zumal Hermann Melchers, wie Magdas Bruder einmal süffisant bemerkt, gegen Frauenschönheit absolut immun war, doch ist sein Verhältnis zu Max unzweifelhaft stets korrekt gewesen. Für seine Urlaubs- und Badereisen hatte Hermann Melchers andere Begleiter, mehr wollen wir dazu nicht sagen. Im übrigen blieb, auch als Max heiratete, ihre Beziehung intakt, ja Max zog mit seiner Familie sogar in das Haus nebenan, Contrescarpe 111, und seine beiden Kinder verbrachten ihre Ferien oft draußen in der Villa Lesmona. Seinen Sohn aber nannte er nach seinem Wohltäter Hermann Melchers Grobien.

Was Magdas Verhältnis zu Max angeht, so ist man über ihre Unbefangenheit, aber auch über die Unbefangenheit ihrer Eltern freilich doch etwas erstaunt. Es ist, als sei er ihr Bruder oder weniger noch als das: ein geschlechtsneutraler Diener. Sie darf als 19jährige unbeaufsichtigt mit ihm draußen an der Lesum zusammen sein, er darf sie im Haus ihrer Eltern auf ihrem Zimmer aufsuchen, sie kann ihn bei einem Tanzabend bitten, recht viel mit ihr zu tanzen, damit sie in seinen Armen an Percy denken könne, und weiht ihn in einer Weise in ihre Liebesschmerzen ein, die für ihn schon fast kränkend ist. Für die Unbesorgtheit ihrer Eltern mag mitentscheidend gewesen sein, daß Magda ihnen frühzeitig den Eindruck vermittelt hat, daß Max als Mann für sie nicht in Betracht komme. Daß aber durch diesen Umgang

auch ihr Ruf nicht gefährdet wird, läßt sich nur mit einer sozialen Schranke erklären. Max kam eben wirklich für sie nicht in Betracht, unter allen Umständen nicht, und offenbar war er auch klug genug, dies nie zu vergessen. Hätte er den Wunsch geäußert, Magda heiraten zu wollen – alle, einschließlich ihrer selbst, wären wahrscheinlich vollkommen sprachlos gewesen. Und ohne Frage hätte man ihn dann auch in ihrer Nähe nicht mehr geduldet.

Sichtbar wird der soziale Abstand auch in Maxens Verhältnis zu der Kapitänstochter aus Vegesack, zu der er abends von der Villa Lesmona aus immer aufbricht. Niemand aus Magdas Familie hat etwas gegen diese Besuche, beileibe nicht, und dies nicht etwa in dem Sinne, daß man ihm hier ein Vergnügen großzügig gönnt. Weder hält man ihn wegen dieser Besuche für unsolide, noch das Mädchen für verdorben, er kann sich (anders als Gustav Pauli zu seiner Parfümerieverkäuferin) offen zu seiner Liebschaft bekennen. Nur möchte man mit ihr auch nichts zu tun haben, nicht einmal auf einem Volksball, so daß Magda regelrecht zu einer List greifen muß, um wenigstens ein paar Worte mit ihr wechseln zu können. Und weil Max mit ihrer Aufmerksamkeit nicht gerechnet hat, ist er ihr auch noch außerordentlich dankbar. „Das werde ich dir nie vergessen“, sagt er ‚geradezu erschüttert‘ zu ihr, es sei schrecklich für das Mädchen, daß keiner von seinen Bekannten mit ihr spreche. Zu ihm jedoch paßt sie, er vergibt sich mit ihr nichts, und würde er sich mit ihr verloben, käme gewiß auch von Onkel Hermann ein gönnerhafter Glückwunsch und ein großzügiges Brautgeschenk.

Zur Verlobung kam es dann freilich doch nicht, sondern Max entschied sich erst ein Jahrzehnt später für die zwanzigjährige Anna Grommé. Und mit ihr auch kam er der Schicht, zu der er Zugang gefunden hatte, ein ganzes Stück näher. Zwar lebten ihre Eltern nicht mehr, aber ihr Vater, ein gebürtiger Bremer, war Kaufmann in Petersburg gewesen, und da die Grommés auch mit anderen Bremer Kaufmannsfamilien verwandt waren, band auch er sich hier ein. Schon 1897 hatte er sich beruflich von Hermann Melchers gelöst (wohnte jedoch weiter in seinem Hause) und war Teilhaber einer Firma für *Woll- und Kommissionsgeschäfte* geworden, die er mit der Zeit allein führte und zuletzt übernahm. Mit der Heirat bezog er sein eigenes Haus an der Contrescarpe, und es kamen glückliche Jahre. Die Verbindung zu Magda war nach deren Rückübersiedlung aus Dresden neu belebt worden (sogar Gustav Pauli erwähnt das freudige Wiedersehen

seiner Frau mit dieser Jugendfreundschaft), man besuchte sich gegenseitig oder sah sich draußen in der Villa Lesmona, und einmal gaben beide Familien sogar gemeinsam einen Ball im Hotel Hillmann für 120 Gäste.

Im Krieg verlor Maxens Firma, die hauptsächlich mit Rußland gehandelt hatte, jedoch stark an Boden, so daß diese Zeit bald wieder vorbei war. Das Haus an der Contrescarpe mußte aufgegeben und gegen eine Etagenwohnung eingetauscht werden. 1921 starb, erst 38 Jahre alt, seine Frau, und der Sohn, der in Bremen für sich keine Zukunft sah, ging nach Venezuela. So blieb nur seine Tochter Maxa noch für einige Jahre bei ihm. 1932 heiratete sie dann einen der Bremer Gildemeisters, Zuckerfabrikant in Lima, und zog ebenfalls fort. Maxens Sohn kehrte danach zwar aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurück, aber er selbst, der seine Firma hatte liquidieren müssen, war bereits ein gebrochener Mann und ist 1937, im Alter von 65 Jahren, gestorben. Kurz zuvor hatte sein Sohn in Bremen noch geheiratet, eine Kusine ersten Grades aus der Familie Grommé, mit der er nach dem Krieg erneut nach Südamerika auswanderte. Diese Ehe blieb jedoch kinderlos, so daß sich Maxens Familie nur in der Gildemeister-Linie bis heute fortsetzt. Der Sohn Hermann Melchers Grobien starb 1979 in Lima.

Von dort aus hat er 1965, zu Magdas 90. Geburtstag, aber noch einmal an diese geschrieben. Er erinnerte sie an die guten Jahre in Bremen, als er manchmal mit seinen Eltern bei ihr und ihrer Familie in der Parkallee zu Besuch war oder sie umgekehrt mit ihren Kindern an der Contrescarpe. Da schrieb sie ihm mit ihrer immer noch energiegelassen Handschrift zurück, wie genau ihr das alles noch vor Augen stehe, und gedachte in ihrem Brief auch seines längst verstorbenen Vaters. „Lieber Hermann Bien!“ schrieb sie, „so nanntest Du Dich immer als kleiner Junge, und da ich das so reizend fand, habe ich es immer noch im Gedächtnis. Deine Eltern hatte ich sehr lieb und besonders Dein Vater stand mir sehr nahe. Das kannst Du in meinem Lesmona-Buch noch lesen ...“ Der Beistand, den Max ihr in ihrer Leidenszeit um Percy geleistet hatte, blieb diesem also unvergessen, und es war ja auch so, daß er nach Berthas und Linsches Tod (wann diese starb, war nicht herauszufinden, in den Bremer Jahren stand Magda aber noch mit ihr in Verbindung) der einzige war, der von den Vertrauten ihrer Jugendjahre übrig geblieben war. Doch das allein kann es nicht gewesen sein. Sie hat ihn auch wirklich gemocht, und

wer weiß, wäre er unter anderen persönlichen Umständen in ihren Lebenskreis eingetreten, ob er nicht auch als Ehemann für sie infrage gekommen wäre.



(33) *Gustav Adolf Melchers mit Frau Emilie und Töchtern vor seiner 'Villa Lesmona' in Shanghai (1897)*



(34) *Gustav Adolf Melchers und Frau (links) mit chinesischem Personal*



*(35) Hermann Melchers mit Mitarbeitern 1896 in Hongkong
(vorn links Gustav Adolf Melchers)*



(36) Privatkontor von Melchers & Co., Hongkong



(37) Bertha und Max Jänecke, Verlobung 1894



(38) Contrescarpe 116, Ecke Georgstraße – Berthas Elternhaus



(39) *Bertha Schellhass, verheiratete Jänecke (Ende 1895)*



(40) *Max Grobien, Magdas Jugendfreund (1896)*



*(41) Hermann Melchers mit den Söhnen von Fritz Grobien
(um 1900, rechts hinter ihm Max)*